

Bernd Hey und Volkmar Wittmütz (Hrsg.), *Evangelische Kirche an Ruhr und Saar. Beiträge zur rheinischen und westfälischen Kirchengeschichte* (Religion in der Geschichte. Kirche, Kultur und Gesellschaft, Bd. 16), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2007, 224 S., brosch.

Der vorliegende Band ist die Dokumentation einer Tagung in Bochum 2006, die von den Vereinen für Rheinische und Westfälische Kirchengeschichte sowie vom Verein zur Erforschung der Kirchen- und Religionsgeschichte des Ruhrgebiets veranstaltet worden ist.

Die beiden ersten Beiträge betreffen Essen und Dortmund; zunächst handelt Christian Peters über den „Pietismus in Essen und Dortmund“ (S. 11-44); sodann schreiben Norbert Friedrich und Traugott Jähnichen über den „Kulturprotestantismus im Ruhrgebiet. Die Beispiele Dortmund und Essen“ (S. 45-61).

Christian Peters, der zahlreiche Forschungen über den Pietismus, vor allem in Westfalen, publiziert hat, setzt ein mit der Feststellung, dass „der Pietismus (...) wie die Reformation anfangs ein vorwiegend städtisches Phänomen gewesen“ (S. 12) ist. Es gab in Essen seit 1681 *Collegia pietatis* (Konventikel). Der Essener Pfarrer Johann Mercker zeigte sich in seinem kirchlichen Verhalten radikal: Er exkommunizierte 1702 den gesamten Magistrat und wurde 1703 suspendiert; nun hielt er in den Häusern bestens besuchte Konventikel, die jedoch bald verboten wurden. Es gab in Essen ein „radikalpietistisches Potential“ (S. 29). Mercker, der sich in die Streitigkeiten einmischte, „lebte in ärmlichen Verhältnissen und ging, nachdem er sich jahrelang um ein neues Amt bemüht hatte, 1713 als Vikar nach Hattingen“ (S. 30 f.). „In Dortmund verband sich das Aufkommen des Pietismus aufs Engste mit der Geschichte des Archigymnasiums.“ (S. 33) Johann Georg Joch wurde sein Leiter; er hatte Verbindungen zu Francke in Halle. Es kam 1718, ein Jahr nach den Feiern zum Reformationsjubiläum 1717, zu Konflikten zwischen Joch und dem Rat. Peters resümiert: „Anders als die pietistischen Streitigkeiten in Dortmund waren die in Essen noch kaum durch die Ausstrahlung Halles geprägt“ (S. 44). Die Hallenser erlebten Widerstand in der Grafschaft Mark vor allem von Pfarrern. „Erst die Sendboten der Herrnhuter, die sich ja gezielt an die Laien richteten, konnten hier dann weithin neu ansetzen.“ (ebd.)

Norbert Friedrich und Traugott Jähnichen wenden sich dem Kulturprotestantismus im Ruhrgebiet zu, zunächst dem Pfarrer der bürgerlich geprägten St. Reinoldi-Gemeinde in Dortmund, Gottfried Traub. Traub hielt gut besuchte Predigten. „Neben den Sonntagsgottesdiensten gehörten die Amtshandlungen und viele Hausbesuche zum besonderen Profil der Pfarrtätigkeit Traubs. Während er sich in den zumeist sehr konservativ geprägten kirchlichen Vereinen nur sehr wenig engagierte, wurde das Halten von öffentlichen Vorträgen ein weiteres Spezifikum seiner Tätigkeit. Bereits ab Oktober 1901 begann Traub öffentliche Vorträge über Weltanschauungsfragen im evangelischen Bürgerhaus Dortmund abzuhalten, wobei es ihm im Kern darum ging, in apologetischer Absicht die Vereinbarkeit von moderner Bildung und

christlichem Glauben nachzuweisen. Die erste Vortragsreihe, die Traub in Dortmund hielt, umfasste insgesamt fünf Vorträge, in denen er versuchte, den notwendigen Ort von Religion und christlichem Glauben im menschlichen Geistesleben aufzuzeigen.“ (S. 47) Darüber hinaus wandte sich Traub sozialen Fragen zu. Nach Konflikten – Traub unterstützte den bekannten Kölner Pfarrer Carl Jatho – mit dem Evangelischen Oberkirchenrat (EOK) erfuhr er seine Dienstentlassung im Jahr 1912. Er blieb Seelsorger für weite Teile des Bürgertums und wandte sich der Politik zu. In Essen gab es keinen so exponierten Pfarrer wie Gottfried Traub. Eine Bewegung wie der Kulturprotestantismus hatte es schwer. Es gab nur liberale „Strömungen“. „Während Traub in Dortmund zum Kristallisationskern einer theologisch liberal geprägten Frömmigkeit wurde, kam es in Essen zu keiner vergleichbaren Entwicklung, obwohl sich offenkundig entsprechende Anliegen in den Gemeinden artikulierten.“ (S. 60 f.)

In einem weiteren Beitrag untersucht Jens Murken Zusammenhänge zwischen „Ruhrbergbau und Kirchengemeindegründungen in Westfalen“ (S. 63-81). Er zitiert zunächst die These von Traugott Jähnichen, nach der sich bis in die 1930er Jahre hinein die Bereitschaft erhöhte, „sich auf die Wandlungsprozesse der Region einzustellen und in adäquater Weise die kirchlichen Strukturen diesem Prozess anzupassen“ (S. 63). Vielleicht, so Murken, lasse sich die These bis in die Gegenwart fortschreiben. Er schreibt: „Dass den konjunkturellen Hochphasen, die sich im kirchlichen Aufbau spiegelten, aber Zeiten des Umsturzes aller Lebensverhältnisse, Zeiten großer Unsicherheit und großer Verunsicherung vorausgingen, Zeiten der Revolution, Urbanisierung, Proletarisierung, Sozialdemokratisierung, Migration, der Polonisierung, Kartellisierung, der Streiks, Rezessionen und Kriege, das wird häufig ausgeblendet. Und dies geschah im Zeitraum nur eines Menschenlebens etwa zwischen 1840 und 1920! Die Zeit war also für Christen gleichsam eine praktische Nagelprobe ihres Glaubenszeugnisses, und es gehörte schon eine gute Portion Gottvertrauen dazu, sich diesen Zeitläuften zu stellen.“ (S. 81) In dieses soziale Ambiente gehören die von Murken dargestellten Kirchengemeindeneugründungen.

Der folgende Beitrag stammt von Joachim Conrad: „Die Entstehung neuer evangelischer Gemeinden im Kontext der Industrialisierung an der Saar“ (S. 83-108). Im Jahr 1858 kam eine Kommission unter dem Vorsitz des Oberpräsidenten Hans Hugo von Kleist-Retzow zu der „Einsicht, dass in jeder zu gründenden Kolonie [sc. der Bergleute] Grund und Boden für Kirche und Pfarrhaus zu reservieren war“ (S. 87). Conrad beschreibt konzipiert die Entstehung neuer kirchlicher Gemeinden, z. T. in katholischer Umgebung.

Jürgen Kampmann untersucht „Die gemeinsame Tagung der Westfälischen Bekenntnissynode und der rheinischen Freien Synode am 29. April 1934 in Dortmund“ (S. 109-161). In seiner Darstellung wendet sich Kampmann der Vorgeschichte zu. Am 16. März 1934 war die Westfälische Provinzialsynode durch die Gestapo aufgelöst und die Westfälische Bekenntnissynode formiert worden. Am 18. März 1934 war eine Kundgebung gegen das

Kirchenregiment des Reichsbischofs Ludwig Müller mit 25.000 Teilnehmern in der Dortmunder Westfalenhalle und in zwei Kirchen zusammengekommen. Am 24. März 1934 versammelten sich ebenfalls in der Westfalenhalle 18.000 Menschen zu einer Kundgebung der Deutschen Christen. Die Quellenlage der im Titel genannten Synode ist unbefriedigend. Kampmann geht vielen Einzelquellen nach. Die Deutschen Christen versuchten, ihre Macht in Westfalen zu konsolidieren. „In den Duktus der Vorbereitungen zu einer Tagung der Westfälischen Bekenntnissynode Ende April 1934 gehört zunächst, daß bei einer außerordentlichen Sitzung des Bruderrates der rheinischen Freien Synode am 23. März beschlossen wurde, das von Karl Immerbinnen Wochenfrist herausgegebene Heft mit Berichten über die Westfälische Bekenntnissynode und den Dortmunder Gemeindetag auch in der Rheinprovinz zu verbreiten.“ (S. 131) Die Synodaltagung am 29. April 1934 konnte in kurzer Zeit arrangiert werden. Sie opponierte in verschiedenen Äußerungen gegen die Aktionen der Deutschen Christen und stärkte die Bekenntnisgemeinden. Die Synode schuf den für den Kirchenkampf wichtigen inneren Aufbau der Bekennenden Kirche in den beiden Kirchenprovinzen des Rheinlands und Westfalens. Von Kampmann abgedruckt wird der wichtige Vortrag von Pastor Joachim Beckmann (Düsseldorf): „Zur Lehre der Kirche“ (S. 156-161).

Große Wirkung – auch in Westfalen – hatte „Die Jugendarbeit des Pfarrers Busch in Essen“ (S. 163-182), die von Günther van Norden dargestellt wird. Busch lebte „in dem leidenschaftlichen Impetus eines missionarischen Pietismus“ (S. 163), der Buschs Arbeit im Kirchenkampf prägte. Van Norden fasst seine Studie zusammen: „Es zeigt sich hier, wie in vielen anderen Fällen, dass seine Widersetzlichkeit nicht schlicht monokausal aus seinem Glauben erklärt werden kann – den hatten viele andere auch –, sondern sie ist aus vielen Quellen gespeist, muss also multiperspektivisch analysiert werden.“ (S. 182)

„Konzeptionelle Entwicklungen im Kirchbau des Ruhrgebiets seit der Industrialisierung“ (S. 183-224); so lautet ein Aufsatz von Manfred Keller. Die Darstellung wird bereichert durch 30 Abbildungen. „Wohl in keiner anderen Region Deutschlands sind zwischen 1850 und 1935 und dann noch einmal zwischen 1950 und 1980 so viele Kirchen und Gemeindezentren gebaut worden wie im Ruhrgebiet. Der vorgegebene Zeitraum ist eine Epoche des raschen technischen und sozialen Wandels, außerdem eine Zeit radikaler politischer Umbrüche. In dieser Zeit haben sich auch das christliche Gemeindeverständnis und – als Konsequenz – die Anforderungen an den Kirchenraum, ja an kirchliches Bauen insgesamt, stark gewandelt. [...] Architektonisch waren alle diese Kirchen einer rückwärts ausgerichteten Bauauffassung verpflichtet, dem sog. Historismus.“ (S. 183) Bevorzugt wurde im 19. Jahrhundert die Gotik. Mit dem Jugendstil kam der Historismus zu seinem Ende. Als Architekt herausragend war Otto Bartning, 1883 in Karlsruhe geboren, der u. a. die Auferstehungskirche in Essen baute (1928/29). Bartning sagte 1928: „Der Kirchbau soll sich auf seine uralte Aufgabe besinnen, die in jedem

Material und in jeder Technik, so auch in der modernen Materialtechnik schlummernde Geistigkeit in den Dienst der Religion zu stellen, die Materie zur Form zu erlösen.“ (Zit. S. 199) Bartning schuf nach 1945 die sog. „Notkirchen“. Keller stellt auch katholische Kirchen vor. Er schreibt am Schluss zur heutigen Lage: „Kirchengebäude sind kulturelles Allgemeingut und öffentliches Erbe. Deshalb sollten sie auch in finanziell schwierigen Zeiten nicht entwidmet und geschlossen werden, sondern erhalten bleiben und durch Partnerschaft mit der Kommune oder gesellschaftlichen Gruppen einer erweiterten Nutzung zugeführt werden. Darin liegen Chancen für Kirche und Gesellschaft.“ (S. 223)

Das vorliegende Buch ist eine gute Sammlung zur Kirchengeschichte des Ruhrgebiets. Die Geschichte reicht bis in die Gegenwart. Die Herausgeber schreiben in ihrem Vorwort: „Ansätze einer gemeinsamen rheinisch-westfälischen Kirchengeschichte des Ruhrgebiets werden vielleicht deutlich, aber eine Synthese ergibt sich noch nicht.“

Karl-Friedrich Wiggermann

*Heiner Faulenbach/Wilhelm H. Neuser (Hrsg.), Beiträge zur Union und zum reformierten Bekenntnis von Johann Friedrich Gerhard Goeters (Unio und Confessio, Bd. 25), Luther-Verlag, Bielefeld 2006, 375 S., brosch.*

Der Verfasser der vorliegenden Studien, J. F. Gerhard Goeters, war der Sohn des Bonner Kirchenhistorikers Wilhelm Gustav Goeters und wurde am 1.1.1926 in Bonn geboren. Durch sein Elternhaus war er der reformierten Kirche und Theologie verbunden. Den Studenten beeinflussten der Kirchenrechtler Rudolf Smend, der Systematiker Otto Weber und der Kirchenhistoriker Fritz Blanke. Promoviert wurde Goeters mit einer Arbeit über eine Randfigur des frühen Täuferiums, *Ludwig Hätzer, Spiritualist und Antitrinitarier*. Am Institut für Evangelisches Kirchenrecht in Göttingen wirkte Goeters an der Edition „Ev. Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts“ mit. Er habilitierte sich 1963 mit dem Band *Kurpfalz* in Bonn. Im Jahr 1967 erhielt er in Münster ein Ordinariat für neuere Kirchengeschichte. Nach drei Jahren wechselte er auf den Lehrstuhl seines Vaters, den zuletzt Ernst Bizer innegehabt hatte. Hauptarbeitsgebiete waren der reformierte Protestantismus der frühen Neuzeit, die Geschichte der rheinischen und altpreußischen Kirche sowie des Kirchenkampfes im Dritten Reich. „Goeters verfaßte außer der Dissertation keine Monographie. Er war ein Meister, der in kleinen Formen sprachgewandt publizierte, durch sie die Forschung bereicherte und beeinflusste.“ (H. Faulenbach, Vorwort, S. 15)

Das zeigen die Beiträge des vorliegenden Bandes. Sie handeln zunächst über die Union: „Die Einführung der Union im Bereich der alten Kreissynode Saarbrücken“ (S. 15-32), „Die Union im Fürstentum Birkenfeld und ihre Unionsurkunde“ (S. 33-65), „Neubegründung evangelischer Gemeinden in der